



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1950

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

EINLEITUNG

Es wird vielleicht manchem als ein seltsames Unterfangen erscheinen, daß ich, wie es den Anschein hat, mich anheischig mache, auf wenigen hundert Seiten die gesamte deutsche Geschichte zu behandeln, einen Stoff, der sehr wohl den zehnfachen Raum beanspruchen könnte, ohne daß man befürchten müßte, zu sehr ins Breite zu geraten. Aber wer mir etwa diese Absicht zuschriebe, der würde mich mißverstanden haben. Nicht die deutsche Geschichte will ich vortragen, nur von ihren Epochen soll die Rede sein.

Unter einer Epoche versteht man bekanntlich einen Zeitpunkt, bei dem etwas Neues beginnt, ein neues Moment bestimmend in die Entwicklung eintritt, ein Ereignis dem Lauf der Dinge eine neue Richtung gibt. Ereignisse dieser Art bezeichnen wir als epochemachend oder epochal. In übertragenem Sinne nennt man dann wohl auch den ganzen Zeitraum, der von den Nachwirkungen eines solchen Ereignisses beherrscht ist, eine Epoche. Wer sich dieser Bedeutungen des Wortes erinnern will, wird wissen, was ich im Auge habe. Es handelt sich um die entscheidenden Augenblicke der deutschen Geschichte, um die Wendepunkte ihres Verlaufes. Sie wollen wir betrachten und sie gleichsam als Beobachtungspunkte wählen, von denen aus wir die Entwicklung unseres Volkes, abschnittsweise zusammenfassend, überblicken.

Ein Vergleich mag die Sache anschaulich machen. Der Gang der Geschichte gleicht ja niemals einer regelmäßigen Linie; er hat gar keine Ähnlichkeit mit einem Kanal oder einem Schienenstrang, um so mehr aber mit einem natürlichen Flußlauf. Wie ein solcher bewegt sich auch die geschichtliche Entwicklung nur ausnahmsweise geradeaus in der einmal eingeschlagenen Richtung. In steten Wendungen und Windungen, oft in bizarren Krümmungen und Haken

geht es weiter, und nicht selten wird die ursprüngliche Richtung für eine Weile, ja auch für immer aufgegeben. Die Punkte, wo eine solche Wendung eintritt, können deutlich in die Augen springen. In der französischen Geschichte zum Beispiel sieht jeder auf den ersten Blick, was das Jahr 1789 oder das Auftreten Richelieus bedeutet, in der englischen leuchten die Jahre 1066 und 1688 weithin als helle Marksteine. Aber es braucht nicht so zu sein. Nicht immer liegen die Epochen so offen zutage. Die Wendung kann allmählich eintreten, oder die Entwicklung kann stocken, auch wohl streckenweise verdeckt, gleichsam unterirdisch fortgehen, wie ja auch ein Wasserlauf bisweilen sich staut, sich zum See oder Sumpf erweitert, vielleicht gar überhaupt versickert, um an anderer Stelle wieder hervorzutreten. Für eine Geschichtsbetrachtung, die das Ganze im Zusammenhang begreifen will, gilt es darum vor allem, die entscheidenden Wendepunkte aufzusuchen, sich klar zu werden über die Momente, wo Neues einsetzt, Altes aufgegeben wird und die Richtung sich ändert.

Eine jede neue Wendung hat ihre Ursachen. Aus Laune weicht auch der Fluß nicht von der geraden Richtung ab: er sucht, dem Gesetz der eigenen Schwere folgend, die tiefste Stelle. Dabei muß er oft einem Hindernis ausweichen, sich auch wohl zeitweilig davor stauen; oder er empfängt durch das Einströmen eines großen Nebenflusses eine veränderte Gestalt und verstärkte Kraft, so daß er imstande ist, sein Bett an einer Stelle zu graben, die er sonst umgangen hätte.

Ich brauche den Vergleich nicht weiter zu verfolgen. Wer etwas von Geschichte weiß, ist sich klar darüber, daß auch die Entwicklung eines Volkes wesentlich durch äußere Einflüsse bestimmt wird. Das Auftreten eines übermächtigen Nachbarn kann sie aus der Richtung drängen, sie wie ein Felsriegel oder Sandrücken zum Versumpfen zwingen, das Verschwinden des Rivalen dagegen die Bahn freimachen. Nicht zu reden von dem Kräftezuwachs, der, durch Eroberungen, Angliederungen oder durch die Leistungen eines großen

Individuums gewonnen, dem Wollen und Streben eines großen Volkes neuen Antrieb und neue Ziele gibt.

Mir scheint, wer überhaupt historischen Sinn, das heißt das Bedürfnis und die Fähigkeit besitzt, sich in die Vergangenheit zu versenken, für den muß es einen besonderen Reiz haben, in solcher Weise dem Gange der Geschichte des eigenen Volkes zu folgen, die entscheidenden Wendepunkte aufzusuchen und sich über die Ursachen klarzuwerden, die in jedem Falle wirksam waren. Aber nicht nur reizvoll ist es, nein, geradezu notwendig, unerläßlich. Angesichts der Fülle der Erscheinungen, die die Vergangenheit darbietet — Ereignisse wie Personen — ist man ja immer etwas in Gefahr, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen.

Es genügt ja nicht, die Tatsachen zu *wissen*, man muß sie auch *verstehen*, das heißt ihre Bedeutung im Verhältnis zueinander, ihre Tragweite für das Ganze richtig einschätzen können. Das ist nicht so einfach, wie es scheinen mag. Gar mancher trägt in seinem Gedächtnis einen reichen Schatz von Kenntnissen, aber es sieht darin aus wie in einem schlecht gehaltenen Schubfach, weil der Überblick, die Ordnung fehlt. Wie oft erlebt man es, daß ein gut beschlagener Kandidat, dem die Geschichte Friedrichs des Großen wohl bekannt ist, auf die Frage, seit wann in der deutschen Geschichte der Dualismus zwischen Preußen und Österreich bestehe, die Antwort gar nicht oder nur zögernd und tastend findet! In diesem Fall ist die Frage noch ziemlich einfach. Weniger zu verwundern ist es, wenn einer nicht sogleich zu sagen wüßte, wann und worin der Ursprung des deutschen Partikularismus zu suchen sei. Die Frage ist in der Tat nicht ganz leicht zu beantworten, und doch handelt es sich um eine Tatsache von allergrößter Bedeutung, um eine Besonderheit der deutschen Nation, durch die sie im Wettbewerb mit ihren Nachbarn von vornherein schwer benachteiligt ist, wie ein Pferd, das beim Wettrennen ein beträchtliches Mehrgewicht zu tragen hat. Endlich eine Frage von ebenso großer Bedeutung, die ich keinem Kandidaten vorzulegen wagen würde, weil sie mir einmal von einem Fachge-

EINLEITUNG

nossen und Kollegen gestellt worden ist, der selbst keine Antwort darauf wußte: woher rührt die konfessionelle Spaltung im deutschen Volke? Daß sie seit 1517 entstanden ist, weiß jeder; aber warum entstand sie, was machte sie möglich? Das Natürliche und Gegebene kann sie nicht sein, denn die anderen Völker Europas kennen sie nicht oder doch nicht entfernt im gleichen Maße, sie spielt dort gar keine Rolle, während sie die deutsche Geschichte bis auf den heutigen Tag geradezu beherrscht. Wie kommt das? Die religiösen Kämpfe der Reformationszeit sind doch auch den Engländern, Franzosen, Spaniern nicht erspart geblieben, aber dort hat man die Spaltung überwunden, die Deutschen haben das nicht gekonnt oder nicht gewollt. Warum nicht? Hier ist das epochale Ereignis allbekannt, aber die Ursachen seiner besonderen Wirkung scheinen den wenigsten geläufig zu sein.

Das führt uns auf einen Gedanken, den ich nicht unausgesprochen lassen kann. Vergangenheit und Gegenwart sind nur in der Theorie zu trennen, in der Wirklichkeit gehören sie zusammen. Alle Betrachtung der Vergangenheit empfängt ihr Licht und ihre Farbe von der Gegenwart.

Nach dem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, und angesichts des furchtbaren Fragezeichens, das unsere Zukunft darstellt, kann man es niemand verargen, wenn er an die deutsche Vergangenheit nicht denken mag. Sie erscheint heute wie eine lange Kette zum Scheitern verdamnter Anstrengungen. Wer für die Gegenwart Trost, für die Zukunft Stärkung sucht, findet sie in der Betrachtung der Vergangenheit. Die dunklen Zeiten im Buch der deutschen Geschichte, die ja die viel zahlreicheren sind, können weder Trost noch Stärkung bieten, sie scheinen uns zu sagen: »So wie ihr heute seid, wart ihr immer!«, als ob ein Fluch von Anbeginn auf allen Geschlechtern lastete. Und die glänzenden Stellen — sie fehlen ja, gottseidank, keineswegs — gilt nicht von ihnen das grausam wahre Wort Dantes: »Kein größer Leid, als sich entschwundenen Glücks im Elend zu erinnern«? So wäre es begreiflich, wenn einer

fänd
spräc
faß
Aber
werd
Ding
in of
wenn
Sich
gena
ten,
Schu
nicht
zu so
wenn
gebe
wäre
uns
wenn
ein
Erfal
Wie
seine
seine
Char
die G
der J
Nun
wisse
wand
Zeit
Verg
nen,

fände, die deutsche Geschichte sei etwas, wovon man lieber nicht spräche. Wen unter uns hätte diese Stimmung nicht einmal erfaßt?

Aber wir dürfen uns ihr nicht überlassen, wir dürfen nicht schwach werden. Gewiß tut es oft weh, bitter weh, sich heute mit den Dingen zu beschäftigen, die einstmals waren. Es ist wie ein Wühlen in offenen Wunden. Aber den Schmerz dürfen wir nicht scheuen, wenn er zur Gesundung führt, so wenig wie die Sonde des Arztes. Sich selbst zu kennen, ist für jeden die erste Pflicht, für die Völker genau so wie für die einzelnen. Daß wir uns selbst so schlecht kannten, war in der jüngsten Vergangenheit unser Unglück und unsere Schuld. Darum wagten wir uns an Aufgaben, die an sich vielleicht nicht unlösbar, aber für uns, so wie wir nun einmal waren und sind, zu schwer sein mußten. Diesen Fehler vor allem gilt es abzulegen, wenn es noch eine bessere Zukunft, ja überhaupt eine Zukunft geben soll; und die muß und wird es geben — an ihr zu verzweifeln, wäre unmännlich und feige, solange noch ein Funken von Leben in uns ist. Das deutsche Volk ist gefallen, aber tot ist es noch nicht, wenn es sich nicht selbst zum Tode verurteilt. Soll es nun noch auf ein neues Leben zählen, so ist gerade nach solchen Erlebnissen und Erfahrungen die Selbsterkenntnis die unabweislichste Forderung.

Wie anders aber könnte ein Volk sich selbst kennenlernen als aus seiner Geschichte? Die Natur eines Menschen, seine Fähigkeiten, seine Willensrichtung offenbaren sich in seinem Tun. Auch der Charakter eines Volkes, die Vorzüge und Schwächen seiner Anlage, die Grenzen seines Könnens treten hervor in dem, was es im Laufe der Jahrhunderte getan, was es geleistet und was es verfehlt hat.

Nun wird man vielleicht einwenden: ein Mensch ist in einem gewissen Lebensalter fertig, verändert sich nicht mehr; ein Volk aber wandelt sich beständig, und gerade unser Volk hat sich in neuester Zeit so vollständig gewandelt, daß es Zeitverlust wäre, sich mit seiner Vergangenheit zu beschäftigen, um seinen Charakter kennenzulernen, wie er heute ist. Darum müssen wir »die ausgefahrenen Geleise

der Geschichte«, wie man wohl hat sagen hören, verlassen und alles ganz von vorn neu anfangen. Diese neueste Weisheit hat ja recht viele Anhänger. Man setzt sich dem Vorwurf der Rückständigkeit aus, wenn man ihr widerspricht; wogegen der Spott über die rückwärts gewandten Propheten, die die Historiker sein sollen, immer auf Beifall rechnen darf.

Ich fürchte diesen Spott keineswegs, ja, ich finde ihn sehr oberflächlich, um nicht zu sagen gedankenlos. Und was den Beifall der Menge betrifft — nun, er ist vielleicht zu keiner Zeit eine so unbedingte Empfehlung, jedenfalls keine Bürgschaft der Wahrheit. Allerdings gleicht der Historiker — und das ist jeder, der die Vergangenheit studiert — dem rückwärts gewandten Seher. Aber eben darum ist er klüger als die andern, die immer nach vorne starren, wo doch für die allermeisten noch gar nichts zu sehen ist als höchstens die Ausgebirten ihrer eigenen Phantasie. Wer rückwärts blickt, sieht Wirklichkeit, und eben darum, weil er sich rückwärts wendet, kann er die Zukunft schauen: er sieht sie im Spiegel der Vergangenheit. Sie läßt sich dort nicht glatt und mühelos ablesen, denn der Spiegel ist zertrümmert, es fehlen einzelne Stücke. Man muß in ihm zu lesen verstehen, und das ist nicht jedermanns Sache. Darum kann man sich auch bei der Entzifferung leicht irren. Aber wer sich gar nicht um den Spiegel der Vergangenheit kümmert, wird niemals weder die Gegenwart begreifen, noch die Zukunft voraussehen.

Denn es ist nicht wahr, daß die Völker, anders als der einzelne Mensch, ihre innerste Natur von Zeit zu Zeit wechselten und daß die Deutschen von heute mit denen von vor hundert, zweihundert, tausend Jahren nichts mehr gemein hätten. Gewiß verwischen sich im Laufe der Jahrhunderte manche Züge im Antlitz einer Nation und werden andere neu eingegraben; gewiß können tiefgreifende Veränderungen in ihrem äußeren Dasein auch in ihrem Wesen manche Wandlung hervorbringen. Aber ist darum der Grundstoff ein anderer, sind die Erlebnisse und Erfahrungen belanglos geworden? Im Gegenteil!

Gerade wenn Natur und Charakter eines Volkes dem Wechsel unterworfen sind, ist es da nicht erst recht eine gebieterische Pflicht für jeden, der mit dem Volke, wie es ist, zu tun hat, diese Wandlungen zu erkennen und auf ihre Ursachen zurückzuführen? Wenn gewisse Eigenschaften nicht angeboren, sondern erworben, im Laufe der Zeit erst entstanden sind, so können sie vielleicht auch wieder verloren gehen oder abgetan, beseitigt werden. Es kommt nur darauf an, die Ursachen ihrer Entstehung zu kennen, so wird man imstande sein, das Richtige zu ihrer Erhaltung oder Bekämpfung zu tun. Man wird also feststellen müssen, was natürlich und vielleicht unabänderlich, was hinzuerworben und darum entfernbar ist, und worin im zweiten Falle die Ursachen liegen. Was aber heißt das anderes, als die Geschichte studieren, sie so studieren, wie wir es in diesem Buche vorhaben: die entscheidenden Wendepunkte aufsuchen, die das Dasein des Volkes und damit seinen Charakter wechselnd bestimmt haben, daß es wurde, wie es ist?

Wer diesen Gedankengang als richtig anerkennt, wird auch die Verpflichtung nicht leugnen können, sich von der Geschichte des eigenen Volkes ein klares, anschauliches Bild zu verschaffen, in dem Vergangenheit und Gegenwart organisch verbunden sind und diese aus jener mit innerer Notwendigkeit hervorgeht; ein Bild, das uns lehrt, wie wir wurden, was wir sind. Pflicht ist das schon für den, der sich damit begnügt, als Zuschauer die eigene Zeit mit Bewußtsein, denkend und verstehend, zu erleben, noch viel mehr aber für jeden, der sich berufen sieht, mitzuarbeiten an der Zukunft — und das sollen wir ja nun einmal alle sein, vom Ältesten bis zum Jüngsten, und die Jungen wohl noch mehr als die Alten.

In diesen Gedanken habe ich die Kraft gefunden, die begreifliche Scheu vor dem Stoffe, von der ich vorhin sprach, zu überwinden und eine Darstellung zu unternehmen, von der ich wünsche, daß sie uns lehren möge, das Antlitz der deutschen Nation — unser aller nationales Gesicht — im Spiegel der Jahrhunderte zu sehen und daraus die nationale Selbsterkenntnis zu schöpfen, die uns vor allem not tut,

EINLEITUNG

was immer das Leben uns künftig bringen mag. Die Selbsterkenntnis wird dazu führen, daß wir uns nichts vormachen, uns nicht belügen und beschmeicheln, die eigenen Fehler offenen Auges sehen und unerbittlich mit Namen nennen, um sie zu bekämpfen, sie auszurotten wie Unkraut, damit der Weizen der guten Anlagen Raum finde, zu wachsen und zu gedeihen. Wir leben ja, und wer Leben sagt, der sagt Entwicklung; Entwicklung aber bedeutet Entfaltung, Steigerung, Wachstum. Wie wir richtig wachsen können, wie wir sein sollen, was wir sein können, und nicht zuletzt, wie wir nicht sein sollen, das werden wir um so besser einsehen, je mehr wir wissen, wie wir gewesen und geworden sind.

Wo
Rei

Seit
laut
gibt
den
star
nan
ausf
sich
tun
der
nich
Ger
geh
noch
bezi
We
der
bish
Ged
der
stell
Lan
Ang
In V
ren.